

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (7 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preussischen Monarchie.

M a g a z i n

für die

Man pränumeriert auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staatszeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Strasse Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohlth. Post-Agenten.

Literatur des Auslandes.

N^o 157.

Berlin, Freitag den 30. Dezember

1836.

P e r s i e n.

Die Zend-Sprache, Anquetil Duperron und Emil Burnouf.
Von J. J. Ampère.

Die heiligen Bücher der Parsen, Zoroaster's lebendiges Wort, sind in einer Sprache geschrieben, die schon lange nicht mehr zu den Lebenden gehört. Diese Sprache, eine Schwester des Sanskrit, ist die Mutter des Neu-Persischen, zu dem sie ungefähr in demselben Verhältnisse steht, wie das Lateinische zum Italienischen. Wollte man Zoroaster's Lehre kennen lernen, so müßten vor Allem die Zend-Bücher aufgefunden werden, und zunächst war die Entzifferung der Original-Sprache notwendig. Beide wichtige Entdeckungen verdankt man zweien Franzosen: Anquetil Duperron hat im vorigen Jahrhundert den heiligen Coder der Parsen-Lehre von seinen gefährlichen Reisen mitgebracht, und Herr Burnouf hat in unseren Tagen den Schlüssel zu Zoroaster's Gedanken aufgefunden. Diese Thatfache ist so merkwürdig, daß der Leser uns wohl erlauben wird, etwas länger dabei zu verweilen.

Die Religion der Feuerandeter wurde bei der Eroberung Persiens durch die Araber nicht ganz ausgerottet. Eine Anzahl ihrer Befehrer blieb in Kerman; Andere begaben sich, wohl hundert Jahre später, nach der Insel Demus in Persischen Meerbusen und stüchelten endlich von dort weiter nach Guzurate, an Indiens westlicher Küste. In jener Gegend wohnt noch heutzutage ein Völkchen Parsen oder Gebren, das seit einem vollen Jahrtausend dem Gesez und Glauben seiner Urväter treu geblieben ist.

Die Parsen von Indien hatten mit der Zeit die Schriften Zoroaster's verloren. Aber diese Bücher wurden ihnen gegen Ende des 17ten Jahrhunderts durch einen Priester, der sie aus Persien mitbrachte, wieder zugeführt.

Der Original-Text, der, wie gesagt, im alten Zend geschrieben war, begleitete eine Uebersetzung in der Pehlwi-Sprache. Das Pehlwi ist bis jetzt nur unvollkommen bekannt; man weiß nur so viel, daß diese Sprache von Semitischen Elementen wimmelt, d. h. von Elementen, die einer ganz anderen Sprachen-Familie als Zend und Sanskrit — der Familie des Hebräischen und Arabischen — angehören. Die Pehlwi-Sprache scheint in Persien dem Zend gefolgt und dem Neu-Persischen vorangegangen zu seyn.

Die heutigen Parsen Ostindiens verstehen viel besser das Pehlwi als das Zend; auch studiren sie Zoroaster's Bücher zumeist in der Pehlwi-Sprache. Was sie übrigens von dem heiligen Coder besitzen, das ist, nach ihrer Versicherung, nur ein Zwanzigtheil des Uerwertes; es sind mehrere Fragmente, vorzüglich liturgischen Inhalts — ein Bruchstück des Alt-Persischen Rituals.

In Europa verdankt man dieses ehrwürdige Bruchstück, wie schon bemerkt, dem rühmlichen Eifer und der bewundernswürdigen Ausdauer eines Franzosen. Im Jahre 1754 faßte ein unbemittelter Jüngling von 22 Jahren den kühnen Entschluß, die Bücher Zoroaster's, von denen mehrere schon nach England gebracht waren, und die Weda's der Indier, die man bis dahin nur dem Namen nach kannte, im Orient selbst aufzusuchen. Von allen Geldmitteln entblößt, schloß sich der junge Anquetil als gemeiner Soldat den Truppen an, die man nach Pondichéri schickte, und die der Auswurf des Französischen Heeres waren. Er marschirte im Winter mit seinen sauberen Kameraden von Paris nach dem Hafen l'Orient; seine ganze Bagage bildeten Montaigne's und Charon's Werke, eine Hebräische Bibel, zwei Hemden, zwei Taschentücher und ein paar Strümpfe. Als er in l'Orient angekommen war, empfing er eine Bestallung von Seiten des Ministers. Von seinem Eifer gerührt, hatten ihn einige Gelehrte, unter denen auch Barthélemi sich befand, eine Pension von 300 Livres und freie Ueberfahrt nach Pondichéri angewirkt. In Ostindien hatte Anquetil mit Schwierigkeiten und Hindernissen aller Art zu kämpfen. Als er dem Gouverneur der Französischen Etablissemens sein Empfehlungsschreiben überreichte und seinen Plan auseinandersetzte, antwortete ihm dieser, ohne ihn eines Blickes zu würdigen: „Wollen sehen!“ — und steckte den Brief in die Tasche. Das erste Debit war nicht ermutigend.

Anquetil hatte damals nur einen verworrenen Begriff von dem Gegenstand seiner Nachforschungen. Er schwankte zwischen den Weda's und den Büchern Zoroaster's, die er, eines wie das andere, aufsuchen und in sein Vaterland bringen wollte. Ohne Führer, ohne Anweisung, ohne Geld und eben so wenig des Sanskrit als des Zend kundig, hatte er keinen anderen Schatz, keine andere Stütze, als einen uner-schütterlichen Willen und leidenschaftlichen Enthusiasmus. Nachdem der blühend schöne Jüngling gegen Krankheiten, die ihn mehrmals an

den Rand des Grabes brachten, und gegen die Versuchungen, denen seine Jugend, seine Gestalt, die Sitten und das Klima Indiens ihn beständig aussetzten, wacker gekämpft hatte, wurden seine Pläne noch durch die Drangsale des Krieges gestört, und endlich stürzten sogar Hohn und Verleumdung auf den Edlen ein, der freiwillig und mit Gefahr seines Lebens bei dem Nabob um Hilfe für das angegriffene Eschander-nagor nachgesucht hatte. Von unsinnigem Argwohn tief gekränkt, reist er, allein und zu Fuß, mit demselben Blindel, das seine beiden Hemden, seine Bibel und seinen Montaigne enthielt, von Eschander-nagor nach Pondichéri; er reist ab, um einen Weg von 400 Lieues von Norden nach Süden zurückzulegen, einen Weg, den kein Europäer vor ihm durchwandert hatte. Damit noch nicht zufrieden, macht er unmittelbar darauf eine fast eben so große Wanderung von Süden nach Norden, um Zoroaster's Schüler und Bücher in Surate zu finden.

In Surate hatte er bei den Desur's (Persischen Priestern) mit neuen Schwierigkeiten zu kämpfen. Sie boten ihm anfänglich verkümmelte Texte an, mit der Versicherung, daß diese die vollständigen Schriften des Zoroaster seyen. Es gelang ihm nicht, eine mehr als oberflächliche Kenntniß der Zend-Sprache von ihnen zu erlangen; und Burnouf hat, ohne Paris zu verlassen, durch bloßen Scharfsinn und durch Schlüsse, die ihm eine sorgfältige Sprachen-Vergleichung an die Hand gab, mehr gelernt, als Anquetil unter den Parsen in Surate, obgleich der berühmte Mobed Darab ihm Unterricht erteilte. Dester körperlich leidend und während seiner Genesung von einer Krankheit bei diesem Tage mit Nordwesten verrätherisch angefallen, setzte Anquetil dennoch seine Studien mit nie erkaltem Eifer fort. Endlich reiste er mit allen Fragmenten der Bücher Zoroaster's, welche die Gebren aufbewahrt, nach Europa, nachdem er unter dem Beistand der Parisischen Schriftgelehrten von Surate eine Uebersetzung des Textes angefertigt hatte. Das Schiff, welches alle diese Schätze trug, wäre beinahe untergegangen, und endlich landete Anquetil — als Kriegsgesangener in England. Erst am 13 März 1762 konnte er seinen mit so vielen Gefahren und Drangsalen erkauften Zoroaster auf der Königl. Bibliothek zu Paris niederlegen. Dies ist der Text, den Herr Burnouf ganz herausgegeben hat, und wovon er einen Theil zu entziffern und anzulegen begonnen.

Anquetil's Uebersetzung, die 1771 erschien, war lange nicht vollkommen befriedigend. Trotz dieser Unvollkommenheit war die Veröffentlichung derselben schon reicher Gewinn für die Orientalische Literatur. Derjenige, dem man sowohl diese erste Uebersetzung, als den unendlich wichtigeren Text verdankte, wurde zum Lohn für seine Leiden, seine Gefahren und seinen Heldenmuth in einer kleinen, sonst recht geistreichen Broschüre spöttisch durchgebechelt. Als den Verfasser dieser „Reidschrift voll Gift und Galle“, wie Mast sie treffend bezeichnet, muß man leider den hochverdienten William Jones nennen, der nachmals die Asiatische Societät von Kalkutta gründete.

Das Jones'sche Pamphlet ist ein wahres Muster satirischer Albernheit, welche geringschätzt, was sie nicht kennt, und ihre Armuth an Gründen hinter Wigaleien versteckt. Der pikante Stil erinnert zuweilen lebhaft an Voltaire; doch beweist er eben so wenig gegen Anquetil und Zoroaster, als Voltaire's amüsante Scherze gegen Shakespeare etwas bewiesen haben.

Statt über den bizarren Charakter gewisser liturgischer Formeln der Bücher Zoroaster's sich lustig zu machen, hat Herr Burnouf um das Verständniß dieser uralten Texte sich bemüht. Er fing damit an, daß er den Text in der Ursprache publizierte, und setzte so die Philologen in Stand, ihre Kräfte daran zu erproben. Dann ging er selber ans Werk: er wählte das Jaftna oder Buch der Opfer und begann, selbiges zu übersezen. Diese Uebersetzung aus einer Sprache, von der man weder eine Grammatik noch ein Wörterbuch besitzt, konnte nur ein mühseliges Geschäft seyn. Schon die Auslegung des ersten Kapitels umfaßt zwei Quartbände; aber der Grundstein eines neuen Studiums ist nun gelegt; das Studium der Zend-Sprache ist wissenschaftlich begründet.

Die Hülfsmittel, welche Herrn Burnouf bei seiner neuen Uebersetzung zu Gebote stehen, sind:

1) Der von ihm edirte Urtext.

*) Sie ist Französisch geschrieben und steht im 10ten Bande der gesammelten Werke dieses großen Orientalisten.

**) Herr Ampère hatte hier nicht übersehen sollen, daß Herr Professor Wopp in Berlin, ganz unabhängig von Burnouf, schon im J. 1831 die wichtigsten Beobachtungen über alle Theile der Zend-Sprache zu einer Grammatik zusammengestellt und veröffentlicht hat. Diese selbständigen, Burnouf's Ansichten öfter verichtigenden Beobachtungen sind in der „Vergleichen Grammatik“ des Deutschen Gelehrten ergänzt und weiter begründet, übrigens aber auch von Burnouf selbst bereitwillig anerkannt worden.

2) Die Uebersetzung Anquetil's, nach den mündlichen Auslegungen abgefaßt, die ihm seine Lehrer zu Surate in Neu-Perfischer Sprache gaben. Da diese Leute selbst von einer Pehlwi-Uebersetzung Gebrauch machten, so war Anquetil's Arbeit eine Uebersetzung in der vierten Sprache.

3) Endlich eine barbarische Sanskrit-Uebersetzung aus dem 13ten Jahrhundert, deren Verfasser, ein gewisser Meriosing, und bei der ebenfalls nur die Pehlwi-Uebersetzung zum Grunde liegt.

Aber das nützlichste Hülfsmittel Burnouf's war unstreitig die Analogie, die scharfsinnige Vergleichung des Zend mit anderen zu derselben Familie gehörenden Sprachen, vorzüglich dem Sanskrit. Herr Burnouf besitzt in hohem Grade jenen genialen Forscherblick, der die Geheimnisse der inneren Struktur der Sprachen enthüllt. Er tritt rüstig in die Fußstapfen eines Grimm und Bopp, zweier Deutscher Forscher, die in unserem Jahrhundert einer neuen Wissenschaft ihr Daseyn gegeben. Zugleich Anatomie und vergleichende Physiologie der Sprachen, dringt diese Wissenschaft auf dem Wege der Analysis in ihr wunderbares Gewebe und bestimmt das Dauernde wie das Veränderliche in ihrer Organisation. Als sie sind die Sprachen belebte Wesen, die ihre eigentümlichen Formen haben; allein das Zufällige und Variirende kann auf einen stehenden Typus zurückgeführt werden. Diese Wesen, die nach bestimmten Gesetzen entstehen, sich entwickeln, sich wieder erzeugen und untergehen, sind durch Bande der Verwandtschaft verknüpft, deren Grad man zu ermessen fähig ist. Jedes hat seine Physiognomie, seine Instinkte, Gewohnheiten und Antipathien; wir können vorahnen, was diese oder jene Sprache in diesem oder jenem Falle thun, welche Form sie annehmen, welchen Weg sie einschlagen wird. Von solchem Standpunkte betrachtet, gewinnt das Sprach-Studium das ganze Interesse einer Natur-Wissenschaft.

Das Zend ist einer der bedeutendsten Ringe jener unermesslichen Kette verwandter Sprachen, die sich fast ohne Unterbrechung vom Ganges bis nach Island ausdehnt. Es bildet ein Mittelglied zwischen dem Sanskrit und den Germanischen Idiomen und giebt, als nahe Blutsfreundin der alten Brahmanen-Sprache, manchen Aufschluß über räthselhafte Formen des Sanskrit selber. Außerdem ist die Zend-Sprache merkwürdig, wenn man den Grad der Entwicklung ins Auge faßt, den sie in Zoroaster's Zeitalter erreicht hatte. Herr Burnouf ist durch genaue Analyse des Zend-Alphabets zu folgendem Schlusse geleitet worden: „Alles verkündet uns ein Idiom, das an einem Punkte still steht, wo man die Sprachen sehr selten belauschen kann, an einem Punkte, wo sämtliche Elemente ihrer Organisation ins Leben getreten sind, die Thätigkeit selbst aber, welche eines dieser Elemente durch das andere modificiren sollte, damit ein vollkommener Organismus entstände, plötzlich stockt und ihr Werk unvollendet läßt.“

Die Methode eines scharfsinnigen Sprachforschers hat auch für den Laien viel Anziehendes. Burnouf läßt die Wurzel zunächst von allen grammatischen Modificationen, die sie erlitten haben kann, und stellt sie darauf mit einer Sanskrit-Wurzel zusammen, die ihr gleicht, und die den wahrscheinlichen Sinn des zu erklärenden Wortes giebt. Allein er begnügt sich nicht mit jener unbestimmten Wurzel-Analogie, die kein sicheres Ergebnis herbeiführt; er muß in der eigentümlichen Form des Radikals den besonderen Charakter der Zend-Sprache wiederfinden. Die Französische Uebersetzung Anquetil's und die Sanskritische von Meriosing lassen Herrn B. oft den Sinn einer Stelle im Allgemeinen erkennen; aber das ist ihm nicht genug; es ist sein Zweck, die Bedeutung jedes Wortes und den grammatischen Werth jedes Lautes haarscharf zu bestimmen. Das Interesse, mit welchem der Leser seinen Operationen folgt, hat etwas Dramatisches: bald sehen wir ihn sich vertiefen und in tausend unterirdischen Kreuz- und Quergängen beinahe verschwinden, bald taucht er wieder zum Lichte empor und bringt triumphirend den Sinn eines schwierigen Wortes, gleichsam eine glänzende Erzsäule, die er im Schachte der Sprache gefunden hat.

Eines der bedeutendsten Ergebnisse des Herrn Burnouf ist, daß die Zend-Sprache besonders auffallende Aehnlichkeiten mit dem Ältesten Sanskrit, dem Sanskrit der Weda's, zeigt. Diese Sprache ist also nicht eine Tochter, sondern eine Schwester des Sanskrit. Dasselbe kann man von mehreren anderen Sprachen der großen Indo-Slavo-Germanischen Familie sagen: das Latein ist keine Tochter des Griechischen, und beide Idiome sind keine Töchter des Sanskrit; wohl aber sind alle diese Sprachen divergirende Zweige eines gleichen Stammes. Man findet im Lateinischen zuweilen eine Form, die älter und ursprünglicher ist, als die entsprechende Sanskrit-Form. Eben so ist es mit den Wälfen: die alten Lateiner, die Gothen, die Perser, die Slawen kommen nicht aus Indien, sondern sie haben, wie die Indier selbst, eine gemeinsame und unbekanntes Wiege.

Aber auch die Verdienste unseres Autors um das Sachliche sind gar nicht niedrig anzuschlagen. Schon weist seine tiefere Kenntniß des Zend neues Licht auf gewisse Punkte der alten Geographie des Orients. Er hat, durch die Etymologie der Orts-Namen, die Ausdehnung und die Grenzen Aria's bestimmt, d. h. desjenigen Landes, wo man den Ursitz der Sprache und Religion Zoroaster's suchen muß.

Einen Jubelruf der Lebren Zoroaster's kann uns das erste Kapitel des Gahna allerdings noch nicht geben. Der Weg, den Burnouf eingeschlagen hat, ist lang, aber sicher: um ein Buch analysiren zu können, muß es zuvor gelesen seyn, und durch das Buchstabiern lernt man erst lesen.

Die altchristliche Idee von der Auferstehung des Fleisches sollte nach Anquetil im Zend-Nesta sich finden. Nach Herrn Burnouf unterliegt dies manchem Zweifel; wenigstens kann er für das Wort, welches Anquetil so übersetzt, nur die Bedeutung Frage (question) ermitteln. Es könnte fast tollkühn erscheinen, wenn man sich's unterfangen wollte, den Sinn Zoroaster's besser zu ergründen, als die Parsen selbst; gleichwohl beweist Herr Burnouf an mehreren Stellen mit guten Gründen, daß in der Uebersetzung des Meriosing, und vermuthlich sogar schon in

der Pehlwi-Uebersetzung, eine buchstäbliche und grob materielle Auffassung den wahren Sinn verdrängt hat. Zuweilen machen auch die Parsischen Uebersetzer aus abstrakten Begriffen wirkliche Wesen.

Endlich verdanken wir Herrn Burnouf schon jetzt einige interessante Aufschlüsse über das Verhältnis der Religion Zoroaster's zu dem Ältesten Brahmanen-Glauben. Diese Entdeckungen führen uns über die Epoche der Scheidung beider Sprachen und Völker hinaus und bis auf ihren Ältesten Ursprung zurück.

Bis jetzt habe ich die wichtigste der Anwendungen, welche Herr Burnouf von dem selbstgeschaffenen Werkzeuge gemacht, unberührt gelassen. Seine gründliche Kenntniß der Zend-Sprache hat ihm bei einer schwierigen Unternehmung mächtigen Beistand geleistet: diese war die Entzifferung der in Hamadan, dem alten Ekbatana, gesammelten Inschriften, deren Alphabet dem auf den Ruinen von Persepolis gleicht.

Erst vor etwa dreißig Jahren schritt man zu der Entzifferung dieser seltsamen Schrift, die ganz aus keilsförmigen Buchstaben besteht. Die Ziegelsteine der Ruinen von Babylon sind damit überdeckt; sie begleiten die verschiedenen Bildwerke, deren wahrscheinliche Erklärung sie enthält. Ihre vollständige Entzifferung dürfte uns wohl in einige Geheimnisse der Religion und der Weisheit Chaldäa's blicken lassen.

Man weiß schon, daß es drei Arten dieser Alphabete giebt, die ein gleiches Grund-Element, den Keil, haben und nur in dem größeren oder geringeren Grade der Complication ihrer Buchstaben-Figuren von einander abweichen. Bis jetzt hat man erst eines dieser Alphabete entziffert; da aber dieselben Inschriften in den drei alphabetischen Systemen oft sich wiederholen, so darf man vernünftiger Weise hoffen, daß die Entzifferung des einen auch zur Entzifferung des anderen führen werde, wie die Rosettesche Inschrift zur Erklärung der Hieroglyphen den Weg gebahnt hat.

Dasjenige Alphabet nun, mit dessen Entzifferung der Anfang gemacht war, und wovon Herr Burnouf eine weit vollständigere und befriedigendere Erklärung gegeben hat, als alle seine Vorgänger, ist genau dasselbe, welches auf den Monumenten von Persepolis sich findet. Die Sprache jener Inschriften muß notwendig die alt-Perfische gewesen seyn; und man begreift daher, wie sehr Herrn Burnouf bei dem Versuche, jene Inschriften zu lesen, seine Kenntniß der Zend-Sprache genügt haben mußte. Seine Verdienste um das Alphabet von Persepolis lernen wir erst recht würdigen, wenn wir auf die Ergebnisse der Bemühungen seiner Vorgänger einen Blick werfen.

Der erste Schritt war nicht glücklich. Im Jahre 1803 publicirte der Deutsche Lichtenstein ein vollständiges Entzifferungs-System; aber leider war dieser Gelehrte von der falschen Prämisse ausgegangen, daß die Buchstaben der Keilschrift, wie die Semitischen, von der Rechten zur Linken geordnet seyen. Dieser einzige Irrthum machte seine ganze Arbeit unnütz. Erst Grotefend brach die Bahn zum wahren Verständniß der Keilschriften von Persepolis, obgleich er die Sprache nicht kannte, in der sie geschrieben waren.

Herr Grotefend verfuhr dabei in folgender Art. Er ließ es mit der Sprache dahingestellt seyn und fragte sich bloß: „Was für einen Gegenstand mag die mir vorliegende Inschrift betreffen?“ Man hatte auf neueren Denkmälern Inschriften in Pehlwi-Sprache gefunden, die da lauteten: „König A., Sohn des Königs B.“ Sollten die keilschriftlichen Charaktere nicht etwas Aehnliches ausdrücken? Und siehe da! die Vermuthung wurde Gewißheit. Ohne diesen glücklichen Einfall würde man noch jetzt den Schlüssel zu dem Alphabet von Persepolis vergebens suchen. Herr Grotefend sagte sich ferner: „Wenn es ein König Persiens und der Sohn eines anderen Königs von Persien ist, so kann man wohl auf Kambyses, den Sohn des Kyros, rathe — doch nein! in diesem Falle müßten die beiden unbekannteten Wörter mit denselben Buchstaben anfangen. Wie aber, wenn es Xerxes, Sohn des Darius, wäre?“ Dieser war es auch wirklich! So verschaffte Herrn Grotefend sein vom Glücke begünstigter Scharfsinn den Besitz einer Anzahl Buchstaben, welche die beiden Eigennamen Xerxes und Darius darstellten. Er nahm richtig an, daß die Inschrift in der Zend-Sprache abgefaßt sey; aber die sehr unvollständige kleine Wörterammlung Anquetil Duperron's konnte ihm über den wahren Werth einiger Buchstaben keine Auskunft geben.

Der Dänische Sprachforscher Rask entdeckte in der Keilschrift das W und N, die man vor ihm für Vokal-Zeichen angesehen hatte. Burnouf endlich, in die Gesetze des Organismus der Zend-Sprache eingeweiht, kam auf die Entdeckung eines neuen Werthes von zwölf Zeichen. Es gelang ihm, von zwei Inschriften eine Uebersetzung zu geben, die das Gepräge großer Wahrscheinlichkeit in sich trägt. Nur sehr wenige Buchstaben der Keilschrift können noch Gegenstand der Controverse seyn.

Herr Professor Lassen in Bonn, der die Keilschriften gleichzeitig zum Gegenstand seiner Forschung machte, ist von seiner Seite auf Ergebnisse gekommen, die in der Hauptsache mit denen Burnouf's übereinstimmen. Alles beweist, daß man des räthselhaften Alphabets von Persepolis wirklich Meister ist, und daß nun auch die Entzifferung der Inschriften Assyriens und Babylon's nicht fernere als ein Ding der Unmöglichkeit erscheint. (R. d. J. M.)

England.

Die Menagerie im Regents-Park von London. Von Leigh Hunt.

Einen sonderbaren Kontrast bildet unsere eigene Ruhe, die Langsamkeit unserer Bewegungen gegen die rege Lebendigkeit der hier hinter Eisengittern hin und her laufenden Geschöpfe; wir lieben diesen Kontrast und wissen daher nicht, ob wir uns freuen oder geläuscht fählen sollen, wenn wir einige von ihnen so harmlos um sich blicken, so schwach und ohnmächtig sehen. In unserer Phantasie haben wir Wolf und

Luchs zu stolzen, lähnen Thieren geschaffen, so wie sie uns in den Büchern unserer Kindheit erschienen; aber hier finden wir den Wolf nicht stärker als einen gewöhnlichen Hund, und einen Luchs nicht lähner als eine große Katze. Man erkennt ihn wohl an seinen Augen und Ohren; aber es ist nicht mehr der Luchs unserer Bilderbücher, und wenn wir ihn wieder ein wenig respektieren wollen, so müssen wir seinen anderen Namen hervorheben und ihn „Pardellage“ nennen. Aber der arme Pardellage begegnen wir hier nicht auf dem Bergpfad, hüpfend und springend und nach ihrem Raube spürend; hier liegt sie in ihrem engen Verschlage und brüht, wie eine gemeine Katze, den Rücken und scheint uns um Nahrung zu bitten; hier sehen wir sie am Tage und ohne das ihren Augen eigenthümliche Feuer; doch mag sie aussehen, wie sie wolle, sie ist nicht mehr der Luchs unserer Bilderbücher.

Ich sah keinen Löwen; doch glaube ich wohl, daß einer dort war; man weiß wohl, wie das gewöhnlich zu geben pflegt; man trifft Freunde, plaudert mit ihnen, folgt bald dem Einen, bald dem Anderen, und geht so oft an den interessantesten Dingen vorüber. Auch Abinozeros, Biber und Robben sah ich nicht; nicht einmal Wallrosse, deren Bekanntschaft ich so gern machen wollte und für die ich eine so lebhaftige Zuneigung empfinde. Die Löwin schlief, wie es einem so vornehmen wilden Thiere um diese Zeit zukommt, und eine Tigerin reinigte den Beobachter durch beständiges Hin- und Hergehen und einen heulenden, wehklagenden Ton, den sie fortwährend dabei ausstieß. Sie schien unfähig, die Philosophie ihrer Mitgefangenen zu theilen.

Die Boa schlief in ihrem Verschlage. Ihre Haut ist schön gefleckt; aber die enge Behausung bildet in der Einbildungskraft einen traurigen Kontrast gegen die Wälder ihres Geburtslandes; auch schien es ihr nicht wenig an Luft und freier Bewegung zu fehlen. Ist der Verschlag nicht entsetzlich klein und schmal? Warum soll ein Schlangen-Haus nicht auch seine schöne und bequeme Dimension haben, und weshalb soll eine Boa nicht so comfortable wie möglich leben? Etwas, weil sie mit uns eben nicht mehr Umstände machen würde, wie wir mit einer Auster? Das ist wahrhaftig kein triftiger Grund!

Die Eichhörnchen sind besser daran, die großen Lieblinge der Aufseher, weil sie so possierlich Nüsse knacken; doch fehlt es den armen Thierchen an einem Baum, auf den sie springen und hüpfen könnten; sie haben nicht einmal Gras zu ihren Füßen, nichts, als den nackten Erdboden.

Der Elefant schien mir besser zu wohnen, als es nöthig gewesen wäre. Der Umkreis seiner Arena ist weit und groß; er hat Wasser zum Baden, und Schlamm, damit zu werfen und darin herumzuarbeiten, so viel es ihm beliebt. Es ist höchst interessant, ihn eine Zeitlang zu beobachten, wie er Stücke Schlamm oder Lehm über sich in die Höhe wirft, wie er das Wasser in seinen Rüssel einsaugt und diesen dann in seinen großen rothen Schlund entladet, wie er mit demselben mit liebenswürdiger Anmuth die Biscuits der Damen auffängt u. s. w. Je mehr man ihn in seinem Thun und Treiben beobachtet, je mehr löbnt man sich mit seinen Ansprüchen aus, als der Dr. Johnson der thierischen Schöpfung betrachtet zu werden. Er ist groß, weise, klug, für zarte Eindrücke empfänglich, nimmt ungeheure Schritte, wenn er spazieren geht, ist ein guter Keil, liebt eben so das Wasser, wie Jener den Thee, und wenn auch weniger reizbar und melancholisch, weiß er sich doch auch auf eine sehr sinnreiche Art zu rächen. Wenn er plötzlich mit der Gabe der Rede beschenkt würde und wir ihn fragten, ob ihm seine Gefangenschaft gefiele, so wären gewiß seine ersten Worte: „Warum nicht, mein Herr!“

Der Wächter hatte eben — zur Unterhaltung der Zuschauer, wie er sich einbildet — einen kleinen Hund zu ihm gesetzt; das edle Thier stieß diesen mit der größten Vorsicht bei Seite (eine Berührung seines mächtigen Fußes hätte das elende kleine Geschöpf platt wie einen Pfannkuchen gedrückt), und als ob er seinem Wächter Vorwürfe machen wollte, ließ er ein lautes unwilliges Geschrei aus, das dem Schalle verstimmter Trompeten gleich.

Wahrscheinlich durch diesen Lärm angelockt, kamen drei zierliche Giraffen herbei und schauten neugierig, aber mit der größten Ruhe, um sich her. Ihr Gesicht drückt mehr Stumpfheit und Gleichgültigkeit, als Lebendigkeit aus; aber sie sind schon ihrer Neuheit wegen interessant und haben in ihrem ganzen Wesen einen Anstrich von Feinheit, Zartheit und Nettigkeit, mit einer gewissen gaucherie verbunden, die von ihren langen Hälsen und der Ungleichheit ihrer Vorder- und Hinterbeine entsteht. Sie sehen unter den Thieren wie junge Dämchen aus, die von Natur groziös sind, aber schlechte Gewohnheiten angenommen haben. Ihre Hälse sind nicht in perpendicularer Richtung mit den Vorderbeinen, auch nicht gebogen, wie die der Pferde, sondern bilden in ihrem Schwünge einen schwachen stumpfen Winkel; die Köpfe berühren die Hälse so nah, daß die Thiere, von vorn gesehen, keinen Körper zu haben scheinen; der Rücken bildet einen sanft abschüssigen Hügel, wodurch die schon vorher erwähnte Ungleichheit der Beine entsteht. Das ganze Thier ist schlank, schön gefleckt, fromm und so zart, daß es fast zerbrechlich scheint; die Beine sind so dünn und fein, als ob ein Schlag sie zerbrechen könnte; sie heben dieselben beim Gehen langsam und bedächtig in die Höhe und schreiten, wie über Kinnsteine steigend, vorwärts; der Effekt, den das hervorbringt, ist ganz, wie ich ihn eben beschrieben — die sonderbarste Mischung von Eleganz und Ungeschicklichkeit. Die um sie beschäftigten Leute schienen sie beständig zu striegeln und zu reinigen, denn außerordentliche Sauberkeit ist für ihre Gesundheit nothwendig, und die Neuheit des ganzen Schauspiels ward durch Herrn Thibaut's Erscheinen in Afrikanischer Kleidung, mit langem Warte, noch vermehrt (Thibaut ist der Franzose, der sie hierher brachte). Mit einem Male bewegte eine Giraffe ihr Maul, keinesweges aber den Ausdruck ihres Gesichtes, streckte den Hals vorwärts, heugte ihn über das Gitter und zog ihn wieder zurück, zwischen den Zähnen einige Federn von der Haube einer Dame tragend.

Das Dromedar sieht sehr „uncomfortable“ aus. Es hatte sein

Zell halb verloren und schien auf der Erde zu lauern, um seine Nachtzeit so gut wie möglich zu verbergen und sich ein wenig zu erwärmen. Aber seinem Gesichte war jener unaussprechliche, so rührende Ausdruck von Geduld aufgeprägt, der selbst, wenn ein Thier ihn trägt, Achtung einflößt.

Aber die Affen! — Was machen sie für einen sonderbaren Eindruck auf uns! Einen halb heiteren, halb schmerzlichen! Das unserer Eitelkeit abgezwungene Bekenntniß, daß sie den Menschen außerordentlich ähnlich sind, ist traurig. O! wie sind diese elendesten aller Thiere uns gleich! — Die Art, wie sie eine Nuss mit den Pfoten auffangen, wie sie sich mit lärmender Nonchalance zum Ausknacken derselben anschicken, sich dann mit ihrem kleinen, dünnen, halb menschlichen Gesicht umsehen und mit blitzenden Augen um mehr zu bitten scheinen, macht wirklich den Beobachter stumm. Die Hand vorzüglich ist ganz unthierisch; und doch so klein, so mager; sie hat so etwas koboldartiges, unnatürliches; es ist wahrlich kein Wunder, daß man in einigen Gegenden glaubte, die Affen könnten reden, vermieden es aber wohl, weil sie fürchteten, dann auch arbeiten zu müssen. Hier, in ihren geräumigen Käfigen, sehen sie wie eine Art halb menschlicher, zwerghafter Schulknaben aus, die zu widrigen Karikaturen einer gewissen Klasse von Gelehrten geworden sind; von Beschäftigung und Studium sieht man freilich nichts; sie springen auf und ab, sitzen still, spielen mit einander oder plagen sich gegenseitig. Und warum fühlen wir uns denn gekränkt, diesen Wesen ähnlich zu sehen? Weil wir allein in unserer Art in der Schöpfung dazustehen wünschen und kein Thier — am allerwenigsten aber ein so unbedeutendes, ein so durchaus nicht „respectables“ in Hinsicht der Größe und Kraft — sich uns nähern soll. Ich erichreete bei dem Gedanken, daß wir am Ende lieber Löwen und Tigern gleichen möchten. Sonderbar genug ist es, daß bei dem ganzen Britischen Adel nur drei Wappen existiren, die Affen zu ihren Schildträgern haben; das eine ist das des Herzogs von Leinster, die beiden anderen gehören den Häusern Digby und St. John an; aber Löwen, Tiger, Adler und alle Arten von wilden Thieren sieht man im Ueberflusse. Das ist natürlich genug, da diese Zeichen der Würde in Feudalzeiten ihren Ursprung haben; der menschliche Geist muß aber die gebührende Achtung für Eigenschaften kennen lernen, die mit der thierischen Kraft und Gewalt unzusammenhängend sind. Haben nicht Viele schon behauptet, daß einzelne Individuen, ja Theile ganzer Nationen, immer einige Aehnlichkeit mit gewissen Klassen der thierischen Schöpfung haben? (Engländer gleichen Bullenbesitzern und Kettenbunden, Italiener den Antilopen u. s. w.) und kann man es daher die kränklichste aller Vergleichenungen nennen, wenn man von gewissen Nationen auch behauptet, daß sie auf ihren Gesichtern einen Ausdruck tragen, der uns an Thier-Stämme erinnert? Die Affen sind aber nicht allein durch diesen Umstand merkwürdig; sie zeichnen sich auch durch ihre Lebensart, Schlaubeit, Gewandtheit, ja sogar durch ihre Gemüthlichkeit vor ihren Mitgeschöpfen aus; man erzählt ja die rührendsten Anekdoten von der Unhänglichkeit der Affen zu einander und zu den Menschen, vorzüglich aber von ihrem Betragen, wenn ihre Gefährten oder ihre Kinder getödtet worden sind. Wenn wir aus irgend einem triftigen Grunde uns wegen dieser Menschen-Aehnlichkeit gekränkt fühlen sollten, so wäre es, weil wir die Affen so vielen niedrigen Leidenschaften, dem Zorne, der Rache, der Eier unterworfen sehen; aber diese haben sie mit den meisten Thieren gemein; während wenige ihnen an Schlaubeit, Nutzwillen und Gewandtheit gleichen. Und dann liegt in ihrem ganzen Wesen so etwas Fremdartiges, Geheimnißvolles, das uns auf noch unbekanntere Fähigkeiten und Kräfte des Thieres schließen läßt, und sollen wir nicht so viel Rücksicht für sie haben, das uns noch Unbekannte zum Guten und nicht zum Bösen zu wenden? Als ich eben diese sonderbaren Thiere beobachtete, wußte ich über ihre Manieren, ihre Gesichter, ihre unzähligen Sprünge von Pfahl zu Pfahl wunderte und sah, wie sie die heftigsten Stöße, die ein menschliches Glied verrenkt hätten, gar nicht zu fühlen schienen, bemerkte ich auch einen Affen, der seinen Arm um den Hals seines Nachbarn geschlungen hatte, wie ein Schulknabe, der dicht bei seinem Lieblings-Kameraden sitzen und ihn festhalten will, während er einen dritten angrinste, als ob er ihn entfernt halten wollte. Er bewegte dabei die Lippen unaussprechlich mit beständigem Zucken und stieß die Zähne; man glaubte, er werde gleich sprechen und sich in eine Fluth von Schwabungen und Drohungen ergießen. Der fern gebaltene Affe hüpfte dann und wann zu den auf einem Brette sitzenden Verbündeten, gab dem protegirenden Individuum einen tüchtigen Schlag mit der Hand, oder ward von diesem auf eben so freundliche Art begrüßt. Ich war mit ihren Gebräuchen zu wenig bekannt, um unterscheiden zu können, ob das Spiel oder Feindschaft sei, ob der Angreifer den Protegiren beschimpfen wollte, und ob der Protégé ihn recht oder unrechtmäßig, auf Eifersucht oder aus Scherz fern halte. Mit einem Male ward es dem Offensiven gestattet, sich den Defensiven zu nähern, und da sah er mit einem Sprunge und nistete sich fest an den Protégé und blieb so an ihm geschmiegt, bis ich mich entfernte; wahrscheinlich war also Alles nur Zeitvertreib und Nutzwille gewesen und das Trio die besten Freunde von der Welt.

Die passendsten Nachbarn für die Affen sind die Papageien, die in gewisser Rücksicht die Affen unter den Vögeln sind; sie gebrauchen ihre Klauen wie Hände, haben eine Nachahmungs-Fähigkeit in der Stimme und in ihren Tönen, so etwas der Sprache und Articulation Aehnliches, daß man sich einbildet, das Gemurmel in ihrer Kehle würde sich zu Worten ausbilden. Aber welche Farben! Welche Flammen von Roth und Gold, von Grün und Blau und von allen Arten des reinen Glanzes! Wie müssen diese Rothen und Blauen aussehen, wenn sie auf den Wipfeln ihrer vaterländischen Ambra-Bäume, unter einer tropischen Sonne, glänzen! Und für wessen Augen sind diese Farben geschaffen? Schwerlich für die der Menschen, denn der Mensch sieht kaum von Millionen Eines dieser Thiere und wünscht auch gewiß nicht in den Wäldern zu leben, um sie beständig vor Augen zu haben. Also

R u s s l a n d.

Russische Städte-Ansichten.

Catharinenburg.

An der Ostseite des Urals und an der Gränze Sibiriens liegt am Flusse Ißeta die kleine Kreisstadt Catharinenburg, bemerkenswerth theils wegen ihrer schönen Lage, theils in vielen anderen Hinsichten; wer sie einmal gesehen hat, behält immer eine angenehme Erinnerung nach. Vor zehn oder fünfzehn Jahren bestand die Stadt nur aus schlechten Häusern, und jetzt kann man sie in jeder Hinsicht eine Europäische nennen. Eine gerade, die ganze Breite der Stadt durchschneidende und sie fast in zwei gleiche Hälften theilende 25 Klafter breite Straße bildet mit ihren schönen Gebäuden den besten Theil der Stadt. Zu diesen Gebäuden gehören eine Kirche von zwei Stockwerken mit großem Glockenthurm, ein Basar oder Kaufhof und mehrere Regierungs-Gebäude. Die Straße ist mit Schladen aus den Schmelzhöfen der großen benachbarten Eisenhütten gepflastert, kostet nicht viel und kommt an Dichtigkeit und Dauer fast einer regelmäßigen Kunststraße gleich. Die freundlichen Ufer eines nicht sehr großen Wasser-Bassins dienen den Bewohnern zur Promenade; Abends sieht man kleine Bote mit fröhlichen Menschen auf dem Wasser schwimmen, und schattreiche Gärten an einigen Uferstellen gewähren dem Auge einen erquickenden Ruhepunkt.

Das Leben und Treiben nimmt in Catharinenburg beständig zu. Vor einigen Jahren zählte es vielleicht keine 10,000 Einwohner; jetzt kann man ihre Zahl auf 15,000 annehmen. Unter mehreren anderen Umständen hat die Verlegung der Bergwerks-Verwaltung von Perm dahin wesentlich zu der günstigen Veränderung beigetragen. Das Beamten-Personal brachte nicht nur mehr Leben und Bewegung mit, sondern auch mildere Sitten und feinere Bildung. Immer mehr verlieren sich alte Vorurtheile und Gebräuche. Anstatt daß früher nur die Moskowische Zeitung in der Stadt gelesen ward, ist es jetzt nicht schwer, sich alle russische Zeitchriften und eine Menge neu erschienener Bücher zu verschaffen, letztere namentlich in einer zwar nicht großen, aber gut ausgestatteten Buchhandlung, welche zu mäßigen Preisen auch Bücher verleiht. Unter den Lehr-Anstalten zeichnet sich die Kreis-Schule aus; nach einem neuen Plane sollen, außer den gewöhnlichen Elementar-Wissenschaften, künftig auch Mineralogie, Geognosie, Handels-Wissenschaften, Französische und Deutsche Sprache zu den Lehr-Gegenständen gehören. Was zur Erhebung der Stadt gleichfalls viel beigetragen hat, ist die Residenz eines vikarierenden Bischofs seit dem Jahre 1834.

Die Vermehrung der Bevölkerung zog natürlich auch eine größere Ausbreitung des Handels, namentlich des Kleinhandels, nach sich. Einige reiche Kaufleute treiben ziemlich bedeutende Geschäfte mit Petersburg und anderen Häfen des Reiches, auch auf der Messe von Nischnei-Nowgorod, wohin sie große Sendungen von Talg und Eisen machen, von ersterem größtentheils nach Petersburg, von letzterem nach Nischnei-Nowgorod. Im Winter findet ein sehr beträchtlicher Handel mit Getraide statt, welches fast von allen großen benachbarten Bergwerks-Anlagen dort angekauft wird. Nicht so groß, aber auch noch immer wichtig, ist der Handel mit kirgisischen Pferden, die in großen Partien auch für die Bergwerke angekauft werden. Der Kleinhandel beschäftigt sich vorzüglich mit rohem und verarbeitetem Eisen. Der größte Theil der Bewohner von Catharinenburg besteht aus sogenannten Altgläubigen (Kosolniki), die sich in früherer Zeit, wo sie aus den inneren Provinzen Russlands verwiesen wurden, hierher flüchteten und Beschäftigung in den Bergwerken fanden, denen es an Menschen fehlte; ihre Zahl scheint indessen von Jahr zu Jahr abzunehmen, indem die späteren Generationen den Vorurtheilen ihrer Väter immer mehr entsagten und sich den Grundgesetzen der herrschenden Kirche angeschlossen. (C. II.)

M a n n i g f a l t i g e s.

— Amerikanischer Zodiakus. Eine neue Monatschrift, die seit dem 1. October d. J. in Albany (Nord-Amerika) erscheint, führt den Titel „The Zodiac“ und sucht ihre Leser hauptsächlich durch Original-Beiträge zu unterhalten, obgleich sie es auch nicht, wie die meisten übrigen Amerikanischen Journale, an nachgedruckten Sachen aus Englischen Zeitchriften fehlen läßt. Der Nachdruck dieser Blätter ist aber in Amerika fast zum Bedürfnis geworden, da die einheimische Konkurrenz der Schriftsteller nicht groß genug ist, um das lese- und unterhaltungselustige Publikum mit der nöthigen Lektüre allein versehen zu können. Das Verfahren der Amerikanischen Journale darf daher keinesweges mit dem einiger Deutschen verglichen werden, die ihre Spalten fast nur mit Nachdruck füllen, weil dies die beste Weise ist, ein Blatt eben so mühe- als wohlfeil herzustellen. Der neue Zodiakus spricht vielmehr entschieden die Absicht aus, dem Nachdrucke ganz entsagen zu wollen, und damit es ihm an interessantem Material nicht fehle, setzt er für die nächsten Monate folgende Preise aus: Hundert Dollars für die beste Erzählung aus der Amerikanischen Geschichte; hundert Dollars für den besten Versuch über die Mittel zur Beförderung der National-Wohlfahrt, und endlich 50 Dollars für das beste Gedicht, das jedoch mindestens 100 Zeilen lang seyn muß.

Mit dem nächsten Blatte beginnt der neue Jahrgang. Titelblatt und Inhalts-Verzeichniß von dem beendigten Semester werden, wie gewöhnlich, nachgeliefert.

scheint es, daß sie nur für ihres Gleichen geschaffen sind. „Und warum nicht?“ fragte mich Jemand. Wenn wir den Pfau mit schreibbarem Stolz sein Gefieder ausbreiten sehen, müssen wir da nicht denken, daß er um die Farbenpracht in seinen Spiegelfedern wisse? Und weil wir einmal die Tendenz haben, jede Handlung unserer untergeordneten Mitgeschöpfe aufs übelste anzulegen, so schreiben wir das, was vielleicht aus irgend einem besseren Grunde entspringen kann, der Eifersucht, dem Neide und anderen niedrigen Leidenschaften zu; vielleicht ist es nicht Stolz, der den Pfau reizt, seine Schönheit zu entfalten, vielleicht ist es die reinere Freude an der Schönheit selbst. Wie oft nennen wir einen Mann, der sich stets zierlich und elegant kleidet, einen Stutzer, einen Narren, und wir thun ihm Unrecht, vielleicht ist er nur ein solcher Bewunderer alles Schönen, daß er den Sinn dafür selbst in seiner Kleidung kund thut. Man behauptet ja, Raphael habe sich gern elegant gekleidet, und aus einem Shakespeareschen Sonette (No 146) schließt man, daß auch dieser große Dichter sich eine solche Schwäche zu Schulden kommen ließ. Wer kann nun von Shakespeare sagen, daß er ein Stutzer, oder gar, daß er stolz gewesen sey! Dieselbe Aufmerksamkeit in der Kleidung rühmt man auch von dem ersten Philosophen Aristoteles, und die Geschichte von Plato's Teppich und von dem „großen Stolz“, mit welchem Diogenes ihn mit Füßen trat, ist wohl bekannt. Insofern der Stolz ein Attribut der Geisteschwäche und des Mangels an Kenntnissen und Erfahrungen ist, sind Thiere ihm gewiß unterworfen; und doch erfordert wiederum dieser Stolz auf Farben und äußere Schönheiten eine feinere Ideen-Association, als wir ihnen gewöhnlich zuschreiben; nun, sie mögen eitel und hochmüthig seyn oder nicht, es scheint mir, daß so mancher Grund vorhanden wäre, ihnen das Bewußtseyn dieser Farben und Schönheiten zuzutrauen. Wenn dem so ist, so müssen diese vielen auf dem Plage vor mir versammelten Papageyen und Palmbögel eine beständige lässliche Augenweide haben. Sagt ihr Geschwäg vielleicht davon etwas? Bewundern sie ihr Mittagessen oder sich gegenseitig? Denn ohne Zweifel theilen sie sich etwas mit; in ihren Käfigen wird von Morgen bis Abend geschwätzt, wie in einem Zimmer voll französischer Puffwackerinnen, und wie diese, sind sie vielleicht in schöne Farben und in ihre eigene Erscheinung verliebt. Diese lebhaften, brillanten Geschöpfe scheinen nächst den Enten und Sperlingen die glücklichsten in der Menagerie zu seyn; die letzteren haben wohl alle Ursach zur Zufriedenheit, denn sie sehen die schönen prächtigen Nachbarn stets vor Augen und theilen nicht deren unglückliche Gefangenschaft; sie flattern frei von Baum zu Baum, von Käfig zu Käfig und kümmern sich nicht um ihre eingeferkelten Mitgeschöpfe.

Und die armen Adler und Geier! Zeigt dieses Epitheton nicht schon, zu welchem unanathelichen Zustand sie hier verdammt sind. Adler bemitleiden und sie „arar“ nennen müssen! Es ist schrecklich, irgend ein Geschöpf in einem Käfig zu sehen, schrecklicher noch, wenn es geflügelt ist, und wenn der Vogel gewohnt war, durch die Luft zu fliegen und sich zu den Wölkungen des Himmels emporzuschwingen, wo er die Welt unter seinen Blicken sah — kann man sich dann etwas Gräßlicheres, Unnatürlicheres denken? Betrachtet die Augen dieser Vögel hier, dieser Adler und Geier! Wie sonderbar bewölkt scheint dieses große, noch wild herumblinzelnde Auge und das Zudrücken des Augensiederes mit einem gewissen Seitenblick von Stolz und Drohung, sieht das nicht aus, als ob der Pinsel irgend eines geschickten Malers es herabgezogen habe. Das sind Augen für die Wolken und nicht für einen elenden Hühnersteg. Und nun seht die armen ermatteten Thiere! Wie sie auf ihren Stangen stehen, jeder in kleiner Entfernung von dem anderen, und den Blicken gleichgültiger Beschauer ausgestellt sind. Adler, alle in eine Reihe gestellt, rubig, geschwächt, fast bewegungslos! Sind das die majestätischen, königlichen Geschöpfe, die von den Bliffon's und Audin's, von den Wilson's der Ornithologie und Poésie, von Spencer und Homer geschildert sind? Ist das der Adler des Pindar, der, eingeschlafert von der Göttermusik, seinen Rücken im Schlummer auf das Scepter Jupiter's legt.

Ein Artikel in öffentlichen Blättern erzählte neulich von einem Löwen, der nach drei Jahren seiner Gefangenschaft starb (das arme Thier war nur in seinem ersten Lebensjahre frei gewesen), und sagte dabei, daß die zoologische Gesellschaft niemals fähig gewesen wäre, eines der größeren Fleisch fressenden Thiere länger als diese Zeit zu erhalten; „Er habe (fügt er hinzu) 9 Löwen seit dem Januar 1832 verloren.“ Es ist nicht leicht, diese Angabe mit anderen zu vereinigen, die von 10 und 20 Jahren sprechen, welche Löwen und andere Thiere unter ähnlichen Umständen verleben haben. Im Tower und anderen Menagerien sind Gefangenschaften von so langer Dauer bekannt gewesen, und doch sollte man glauben, daß so traurige und dumpfe Plätze für das Leben der Bewohner weniger günstig wären, als diese blühenden und lustigen Gärten. Der Katalog der Gesellschaft berichtet uns, daß der Eisbär in ihrer Sammlung vor 20 Jahren von der Hudsons-Bay-Kompagnie nach England gebracht worden ist und bis zur Thronbesteigung Sr. Majestät des jetzt regierenden Königs im Tower blieb; ihr raubgieriger Adler ist im Jahre 1822 gefangen worden. — Wäre es aber nicht, unter jeder Bedingung, dem Prinzip nach, immer das möglichste Beste zu thun, wünschenswert, — nein, nicht allein wünschenswert, — wäre es nicht die Schuldigkeit solcher Gesellschaften, die reiche Kapitalien besitzen, die besseren Einrichtungen, die sie getroffen haben, noch immer zu vergrößern, den Elephanten und Giraffen noch freieren Spielraum zu gewähren und vorzüglich den Löwen und Tigern bessere Käfige zu verschaffen? denn Käfige sind es noch immer und wahrlich eng und schmal genug! (N. M. M.)

*) Man vgl. die treffliche Deutsche Uebersetzung von G. Regis in dessen Shakespears-Almanach (Berlin, 1836) S. 120.